

Hermann Kesten-Preis des deutschen PEN-Zentrums, 14.11.2006 in Berlin

Dankesrede von Leonie Ossowski

Lieber Johano Strasser, sehr geehrter Herr Professor Leonhard,
lieber Professor Orłowski, liebe Kollegen vom PEN,
meine Damen und Herren, liebe Freunde!

Bevor ich meinem Dank und meiner Freude Ausdruck gebe, will ich Ihnen erzählen, wie die Nachricht, dass ich dieses Jahr die Hermann Kesten-Medaille bekomme, auf mich gewirkt hat.

Als mich der Generalsekretär des Deutschen PEN, Wilfried Schoeller von dieser Würdigung telefonisch informierte, war ich zuerst irritiert. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass meine Texte der Begründung dieser Auszeichnung entsprechen. Erst als mir Wilfried Schoeller den Beschluss des gesamten Präsidiums bestätigte, glaubte ich ihm, blieb aber zutiefst verwundert. Je länger er sprach, umso deutlicher hatte ich das Bild eines alten Zirkuspferdes vor mir, das unerwartet wieder in die Arena geholt wird.

Und nun stehe ich vor Ihnen und habe abermals dieses Bild im Kopf. Nur der Zirkus, und ich meine natürlich den Literaturzirkus, der hat sich, seit dem ich ihn kenne, sehr verändert. Die Direktoren haben gewechselt, die Autoren sind um Jahrzehnte jünger als ich, die Produktionen der Verlage haben sich verdoppelt und verdreifacht, die Programme sind andere und damit auch die Schwerpunkte. Der Umgang zwischen Verlag und Autor ist unpersönlicher als früher.

Alles dreht sich mehr oder weniger nur um den Profit und der Inhalt der Texte steht dadurch oft an zweiter Stelle. Nun verstehen Sie vielleicht, warum mein Dank an das PEN-Präsidium so groß ist, auch meine Freude. Nie hätte ich jetzt noch mit einer Auszeichnung gerechnet. Viel eher sah ich mich langsam in der Versenkung verschwinden, zumal vor nicht langer Zeit, als mein Name in einer Buchhandlung fiel, eine Kundin erstaunt fragte: „Lebt die eigentlich noch?“

Ebenso gehört mein Dank Ihnen, Professor Leonhard, als Vertreter der hessischen Landes-regierung, von der mir 10.000 Euro geschenkt werden. Noch ein paar Worte zum alten Zirkuspferd und warum mir die Arena so fremd geworden ist. Meine Generation ist anders geprägt. Leid, Verlust, Schuld, Scham und Versagen haben unsere Texte beeinflusst.

Die jungen Autorinnen und Autoren haben andere Themen, denn ihre Vergangenheit ist auch eine andere. Perspektiven, Werte und Standpunkte unterscheiden sich von denen meiner Generation. Vor allem schreiben sie nicht unter dem Zwang der Wiedergutmachung. Das ist wichtig und gut.

Es gibt viele beeindruckende und bemerkenswerte Bücher von den jungen Kollegen und Kolleginnen. Aber so beneidenswert schön ihre Sprache oft ist, so gibt es nur wenige unter ihnen, die sich mit den Themen befassen, die uns heute angehen und bedrohen. Ich denke da an: Umwelt, Klimawandel, Computerhacker, Jugendgewalt, Arbeitslosigkeit und den fragwürdigen Einfluss von bestimmten Fernseh- und Horrorfilmen oder gewalttätigen Computerspielen. Ich gebe zu, das erfordert lange, harte Recherchen, einen guten Plot und eine wohlüberlegte Dramaturgie, um die am Profit orientierten Verlage davon zu überzeugen.

Aber in einer Gesellschaft, in der das Wort Freude ständig durch das Wort Spaß ersetzt wird, sind meine Vorstellungen wahrscheinlich nicht sehr gefragt. Da schreibt es sich leichter über die eigene Befindlichkeit, über Liebe, Tod und Intrige.

Vor circa 10 Jahren wollte ich noch einmal so eine harte Recherche machen und einen Roman über Neonazis und deren wachsende Entwicklung in der Mark Brandenburg schreiben. Es war mühsam einen Mittelsmann zu finden. Endlich traf ich einen Sozialarbeiter, der sich um eine Verbindung zwischen den jungen Männern und mir bemühte. Nachdem sie mein Alter erfragt hatten, ließen sie mir ausrichten, dass sie unter keinen Umständen ihre Zeit mit Omas vergeuden würden.

Da wußte ich, an welche Grenze ich altersmäßig gekommen war. Also machte ich meine Recherchen bei erwachsenen ehemaligen Nazis und schrieb den Roman Espenlaub.

In allem, was ich je zu Papier brachte, habe ich mich stets um eine gesellschaftspolitische Sicht bemüht. Es ging mir bei meinem Romanen, auch bei meinen Drehbüchern prinzipiell um Aufklärung, um Hinweise auf gegenwärtige Situationen und Probleme in unserem Land, die den Durchschnittsleser normalerweise nicht interessieren. Meine Bücher wurden zwar von Kritikern hin und wieder als nicht sonderlich literarisch bezeichnet, aber die Leser erreichte ich immer und das war mir wichtiger als alles andere.

Lieber Professor Orłowski. Sie haben mir mit Ihrer Laudatio eine große Freude bereitet und ich danke Ihnen für Ihre Worte von ganzem Herzen. Deshalb will ich mich mit meinen weiteren Ausführungen auf meine deutsch-polnischen Bücher beschränken.

Wenn ich heute ein Lob darüber höre, muss ich immer an eine Begebenheit denken, die sich in den siebziger Jahren in Frankfurt abspielte. Der damalige

Schriftstellerverband Hessen, zu dem ich gehörte, veranstaltete im Theater eine Lesung, zu der auch ich eingeladen wurde. Ich hatte einen meiner Lieblingstexte ausgewählt, bei dem ich mich mit den unterschiedlichen Vertreibungen der Polen befasste und sie der Fluchtszene aus Hermann und Dorothea von Goethe gegenübergestellt habe.

In der ersten Reihe saß Reich-Ranitzki und ich freute mich darüber. Als geborener Pole, so dachte ich, wird ihm der Text gefallen. Zuvor hatte man mir zugeflüstert, wenn Reich-Ranitzki seine Glatze von vorn nach hinten streicht, ist er begeistert, streicht er sie aber von hinten nach vorn, ist er entsetzt. Nach dem ich meinen Text zur Hälfte gelesen hatte, hob ich den Kopf und sah ihn an. Er strich seine Glatze bis zum Erröten von hinten nach vorn und ich musste mir Mühe geben, meine Erzählung ohne Stottern zu Ende zu bringen.

1973 fuhr ich für ein viertel Jahr nach Polen, ins ehemalige deutsche Schlesien. Ich wohnte in meinem Geburtsort, einem kleinen Dorf in der Nähe von Leszno. Mein Plan war, nach der Rückkehr ein Buch über meine Erlebnisse zu schreiben. Es war keine leichte Zeit und ich brauchte Wochen, um das Misstrauen mir, als ehemaliger Gutsbesitzertochter gegenüber, abzubauen und das Vertrauen der Dorfbewohner zu gewinnen, bis sie bereit waren zu berichten, was 1945 und später passiert war.

Unter anderem suchte ich nach unserem früheren polnischen Traktorführer, der mir als Fünfzehnjährige das Traktor fahren beigebracht hatte. Ich fand ihn in einem anderen Dorf. Alt und weißhaarig geworden, öffnete er mir die Tür. Als erstes stellte er eine Flasche Wodka auf den Tisch. Dann bat er seine Frau mir etwas anzubieten. Er schien, zu meiner Verwirrung, und ohne sein Glas in die Hand zu nehmen, auf etwas zu warten. Als ich endlich ein wenig verlegen zu essen begann, sagte er feierlich: „Jetzt hat ein Feind von meinem Brot gegessen.“ Mir blieb fast der Bissen im Hals stecken und es fiel mir beim besten Willen keine einzige Antwort ein.

Dafür fing er an zu reden, erzählte und erzählte alles was ich nicht wusste und was er offensichtlich lange mit sich herumgetragen hatte. Er berichtete, wie er selbst vertrieben worden war, wie die Deutschen in seinem Dorf gemordet und gehaust hatten, wie jämmerlich er als Zwangsarbeiter Sommers wie Winters auf einem Dachboden untergebracht war, wie schlecht sie sich alle ernähren mussten, wie kläglich sie bezahlt wurden und wie sie unter der ständigen Angst gelebt haben, bestraft, verprügelt oder in ein KZ abtransportiert zu werden. Erst als er fertig war hob er sein Glas und trank auf mein Wohl.

Es gab noch einige solcher Begegnungen, die ich hier aus Zeitgründen nicht aufzählen möchte. Ich will Ihnen damit nur sagen, einfach waren diese Recherchen nicht und oft haben sie mir die Schamesröte ins Gesicht gejagt und nichts wäre mir lieber gewesen, als so schnell wie möglich zurück nach Deutschland zu fahren. Aber

ich hielt letztlich doch durch, und das Ergebnis waren die Romane: Weichselkirschen, Wolfsbeeren, Holunderzeit und das Dienerzimmer.

Als ich 1981 den Kulturpreis Schlesien des Landes Niedersachsen bekam, weigerte sich Dr. Herbert Hupka, Jury-Mitglied, damals Bundestagsabgeordneter und Bundesvorsitzender der Landsmannschaft Schlesien die Laudatio auf mich zu halten. Damit nicht genug. Er schickte während der Frankfurter Buchmesse zwei Herren zu mir und ließ mir mitteilen, eine Dankesrede meinerseits sei unerwünscht. Der Preis war aber mit 10.000 DM dotiert.

Ich sagte den Herren, ich sei so erzogen, mich für ein Geschenk zu bedanken, und dementsprechend würde ich mich verhalten, auch wenn das Herrn Hupka nicht passe.

Sie sehen, wenn wir an die heutigen Querelen des Bundes der Vertriebenen denken, hat sich an deren Standpunkt nicht viel verändert. Ich kann verstehen, dass die Polen über die Entschädigungsansprüche der Frau Steinbach und ihrer Mitstreiter empört sind. Aus meiner Sicht gibt es unter anderem zwei Gründe dafür.

Der eine ist, Polen musste 1945 ungefragt im Osten das Land an die Sowjetunion abgeben, was es im Westen von Deutschland zugeteilt bekam. Das hieß für die ostpolnischen Bürger, auch sie wurden verjagt und mussten, ob sie wollten oder nicht, nun dort siedeln, wo wir früher gelebt hatten.

Der andere Grund ist, dass die deutschen Vertriebenen, die sich zu Recht als Kriegsoffer bezeichnen, zu vergessen scheinen, dass wir Deutschen es selbst sind, die dieses Schicksal zu verantworten haben. Denn wir waren es, die diesen entsetzlichen zweiten Weltkrieg begannen.

Mein letzter Deutsch-Polnischer Roman, „Das Dienerzimmer“, der mir neben den „Wolfsbeeren“ am wichtigsten erscheint, habe ich zu großen Teilen Prof. Golicz von der Universität Lublin zu verdanken. Er ist heute hier und ich freue mich darüber. Prof. Golicz hat mir zu den Recherchen verholffen, die ich selbst nicht machen konnte. Dabei ging es um die Lebenssituationen von Warschauer Bürgern während der Kriegsjahre, insbesondere der Art und Weise, wie diese Menschen von der Straße weg verhaftet und abtransportiert wurden.

Mit über achtzig Jahren fühle ich mich nicht mehr in der Lage Recherchen zu Themen zu machen, die mir am Herzen liegen. Sie befremdlich der Literaturbetrieb heute auf mich wirkt, schilderte ich bereits am Anfang meiner Rede. Das heißt nicht, dass ich zu denen gehöre, die immer sagen, früher war alles besser. Das meine ich nicht. Nur der gegenwärtige Trend ist es, der mir nicht liegt. Deshalb habe ich aus dem einen, wie dem anderen Grund mit dem Schreiben aufgehört. Für meine Person, so denke ich, ist das der richtige Entschluss.

Infolgedessen ist die Hermann Kesten-Medaille ein wunderbarer Abschluss meiner Berufslaufbahn. Ich bin darüber sehr glücklich und ich danke Ihnen, dass Sie hier sind, um sich mit mir zu freuen.